

I. VORWORT. SPURENSUCHE

Am Anfang meines Weges in das deutsch-russische Jahrhundert steht eine Süßwarenfabrik – eine «Dampffabrik zur Herstellung von Schokolade, Pralinen und Gebäck in Moskau».¹ Sie ging aus einer kleinen Konditorei hervor, die der Württemberger Ferdinand Theodor von Einem 1851 unweit des Ufers der Moskwa im Pretschistenska-Viertel der alten russischen Hauptstadt gegründet hatte. Binnen weniger Jahrzehnte erlebte das bescheidene Ladenlokal einen rasanten Aufstieg. Während des Krimkrieges belieferte der Deutsche die zarische Armee mit Sirup und Marmelade. Damit legte er den Grundstein für ein Zuckerbäckerimperium, das bald über die Grenzen Russlands hinaus weltweit bekannt werden sollte.

Wirtschaftliche Erfolgsgeschichte

Der eigentliche Durchbruch erfolgte nach 1876 unter von Einems Landsmann Julius Heuss – womit die Spurensuche beginnt, die mit dem Schicksal einer Familie atmosphärisch und thematisch einstimmen soll in dieses Buch. Heuss war ein knappes Jahrzehnt zuvor als Kompagnon in das Unternehmen eingetreten und übernahm bald darauf dessen Leitung. Er war es, der nach dem Tod des Firmengründers bahnbrechende technische Innovationen vornahm, zielstrebig auf Expansion setzte, Anbaugelände und Obstplantagen auf der Krim erwarb, um die Zulieferung qualitativ hochwertiger Zutaten für die Herstellung seiner Süßwaren zu gewährleisten. Der ambitionierte Schwabe und Firmenpatriarch fertigte Produkte, die das zarische

Russland in politisch zunehmend angespannten Zeiten zumindest in kulinarischer Hinsicht dem Westen Europas ein wenig näherbrachten: Biskuits nach englischem Vorbild, Schokoladen, Pralinen und Konfitüren nach deutschen, belgischen oder französischen Rezepturen.² Um die Jahrhundertwende eroberte das 1886 in eine Aktiengesellschaft umgewandelte Unternehmen weitere wichtige Marktanteile. Es lieferte Naschereien, die – auch nach drei politischen Regimewechseln – noch im postsowjetischen Zeitalter zum Sortiment des Traditionshauses gehören und sich bei den Russen nach wie vor größter Beliebtheit erfreuen.³

Julius Heuss hatte von Anfang an das Ziel verfolgt, sein Familienunternehmen zum «besten Feinbäcker Russlands» zu machen.⁴ Der unaufhaltsame Erfolg des von protestantischem Arbeitsethos getriebenen Moskauer Deutschen⁵ sollte ihm bald recht geben: Die Firma Einem war auf den einschlägigen in- und ausländischen Fachmessen vertreten und wurde dort gefeiert, erhielt Ehrenurkunden und zahlreiche Qualitätssiegel. Höhepunkt dieser Erfolgsgeschichte war zweifellos das Jahr 1913. Es brachte dem deutschen Unternehmer Heuss die höchste Auszeichnung ein, als ihm am Vorabend des Ersten Weltkrieges das Prädikat «Kaiserlicher Hoflieferant» verliehen wurde – eine besondere Wertschätzung nach damaliger Gepflogenheit, denn auf diese Weise wurde nicht nur ein ausländischer Resident geehrt, der über ein Jahrzehnt lang den Petersburger Hof zur höchsten Zufriedenheit beliefert hatte, sondern zugleich die deutschen Wirtschaftsleistungen im Zarenreich gewürdigt.

Und die waren überaus respektabel: Auch ohne die begehrte Auszeichnung des Hofes, die naturgemäß eine große Zahl an Aufträgen der Zarenfamilie, der Petersburger Adelsgesellschaft und der dort akkreditierten Diplomaten nach sich zog, war die Süßwarenfabrik Einem eine inzwischen im russischen Imperium allseits anerkannte Institution, die viel zur wirtschaftlichen Entwicklung des Gastlandes beitrug. Sogar das seinerzeit angesehene enzyklopädische Wörterbuch «Brockhaus & Efron» verwies in einem Artikel des berühmten Petersburger Konditors George Borman auf das Unternehmen, dem

eine Spitzenposition in der heimischen Süßwarenindustrie bescheinigt wurde.

Heuss und seine Familie waren mit unzähligen Geschäftsfilialen in über 40 Städten des gesamten Reiches vertreten – vom zentralasiatischen Samarkand bis zu dem im Baltikum gelegenen Riga. Und am Firmenhauptsitz an der Moskwa gab es zahlreiche mondän ausgestattete Ladengeschäfte, in denen weit mehr als 100 000 Stammkunden die Köstlichkeiten der Kaiserlichen Hoflieferanten erwerben und genießen konnten.⁶

Sozialpolitisch unorthodoxe Unternehmenskultur

Die deutsche Fabrikantenfamilie, die ihren Kontakt zur alten Heimat nie abreißen ließ, schrieb aber auch wegen ihres bemerkenswerten sozialpolitischen Engagements Geschichte. Sie pflegte eine für russische Verhältnisse unorthodoxe Unternehmenskultur, die innovative und geradezu sozialrevolutionäre Maßstäbe setzte. 1913 waren in den drei Fabriken rund 2800 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Sie zeigten sich überwiegend zufrieden mit ihrem Los und verhielten sich auffallend loyal gegenüber ihrem Arbeitgeber, als etwa acht Jahre zuvor die erste russische Revolution das Land erschüttert hatte. Dass sie in jenen kritischen Tagen nicht – wie Arbeiter anderswo im Reich – durch «Bummelei, Streiks oder Trunksucht» glänzten, hatte seinen Grund, denn die Firma Einem zahlte in ihrer Branche die höchsten Löhne. In vielerlei Hinsicht standen deutsche Vorbilder und Gepflogenheiten Pate, wenn den Werksangehörigen attraktive Arbeitsbedingungen eingeräumt wurden und sie ein System von Einrichtungen betrieblicher Sozialpolitik vorfanden, das innerhalb des zarischen Imperiums seinesgleichen suchte: Wer dem Unternehmen ein Vierteljahrhundert angehört hatte, ging bei Erreichen der Altersgrenze mit vollen Bezügen in den Ruhestand. An kirchlichen Feiertagen oder anlässlich besonderer familiärer Ereignisse wie Hochzeiten oder Trauerfällen erhielten die Mitarbeiter Sonderzahlungen, in dringender Not konnten sie zudem unbürokratisch auf finanzielle Unterstüt-

zung durch die Unternehmensleitung hoffen. Das innerbetriebliche Klima, das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Arbeitern und deren Identifikation mit ihrem Unternehmen wurden nicht zuletzt durch sozialfürsorgerische Initiativen, etwa betrieblich organisierte Freizeit- und Bildungsaktivitäten, erheblich gefördert – Maßnahmen, wie man sie zum Teil in Großunternehmen des Deutschen Reiches vorfand, etwa beim Stahlmagnaten Alfred Krupp in Essen.⁷ All dies ging deutlich über die reine Lohnzahlung hinaus, hier wurden Vergünstigungen gewährt, die zum politischen Forderungskatalog der traditionellen Arbeiterbewegung gehörten. Die «Einemianer» aßen in firmeneigenen Speisesälen und konnten die auf dem Werksgelände angesiedelten Nähwerkstätten nutzen, sie fanden Erholung und Vergnügen in der betriebsinternen Theatergruppe und dem Blasorchester oder bildeten sich in der speziell für sie eingerichteten Bibliothek weiter.⁸

Die Oktoberrevolution 1917 war in der Geschichte des bürgerlichen Erfolgsunternehmens eine tiefe Zäsur. Trotzdem gab es eine stille Bewunderung der neuen Machthaber, die darin zum Ausdruck gekommen sein mag, dass sie das inzwischen enteignete Werk 1922 in «Staatliche Konditorenfabrik ‹Roter Oktober›» umbenannten. Überdies wurde die deutsche Urheberschaft nicht verhehlt, denn bis zu Beginn der 1930er Jahre fand sich in der offiziellen Werksbezeichnung der Zusatz «ehemals Einem».⁹ Und auch dem Württemberger Firmenpatriarch Julius Heuss zollte man Respekt. Eine 1926 veröffentlichte Wirtschaftsgeschichte verdammt ihn nicht etwa in der seinerzeit üblichen klassenkämpferischen Diktion als «kapitalistischen Ausbeuter und Blutsauger», im Gegenteil: Der ungenannte Chronist charakterisierte Heuss vielmehr als eine Persönlichkeit, «über die man nichts Übles sagen könne», als einen Mann, der in seiner Fabrik «sanitäre und hygienische Arbeitsbedingungen» gewährleistet habe, die für die damalige Zeit geradezu «ideal» gewesen seien.¹⁰

Gesellschafts- und kulturpolitische Spurensuche

Die Geschichte der deutsch-russischen Unternehmerfamilie hat nicht nur eine wirtschaftspolitische, sondern auch eine gesellschafts- und kulturpolitische Dimension. Als in Moskau lebende Reichsdeutsche gehörte die Unternehmer-Dynastie Heuss im ausgehenden Zarenreich zu einer «mittel- und großbürgerliche[n] Gesellschaft», die in den Wirren des Ersten Weltkriegs und der russischen Revolution unterging. Im Unterschied zum baltendeutschen Adel oder den russlanddeutschen Siedlern, die Katharina die Große nach 1763 ins Land geholt hatte, blieben die dem Moskau-Deutschtum zugehörigen Bürger zeit ihres Lebens Wanderer zwischen den Welten, da sie nicht zu den Untertanen des Zaren zählten. Gleichwohl waren sie respektiert und wurden nicht gedrängt, die Staatsbürgerschaft zu wechseln.

Einer jener Grenzgänger war Klaus Mehnert, der über seine Mutter Luise verwandtschaftliche Bindungen zur Heuss-Familie besaß. Er hat dieses mitunter ambivalente, durch vielfältige kulturelle deutsch-russische Begegnungen und Verflechtungen geprägte Spannungsfeld seiner Jugend in seinen Lebenserinnerungen eindringlich beschrieben. Seit frühester Kindheit mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen des Gastlandes bestens vertraut, besuchte er die deutsche Schule in Moskau, die auch von den Sprösslingen des bildungsnahen russischen Bürgertums und Teilen der Aristokratie sehr geschätzt wurde. Mehnert und seine Familie partizipierten an der deutschen Infrastruktur, waren zugleich jedoch eng «mit der einheimischen Kultur» verbunden. Wie die übrigen Moskau-Deutschen «erfreuten [sie] sich des Besten in zwei Welten [...], waren] in ihrer Gesinnung deutscher als die Deutschen daheim [...]; in vielen Beziehungen fühlten sie sich [in-des] den Russen überlegen; kulturell aber, vor allem was Literatur und Musik betraf, waren sie so russisch wie ihre Umgebung». Angesichts dieser Umstände überrascht es wenig, dass bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges gerade jene deutschen Reichsbürger, die in Moskau oder St. Petersburg lebten, den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gravitationszentren des Imperiums, in eine höchst missliche

Lage gerieten: Denn «Wilhelm II. war ‹unser Kaiser› und Nikolaus II. ‹unser Zar›», so Mehnert über diese zwiespältige Situation.¹¹

Am Ende entschieden sich viele von ihnen für die alte Heimat, so auch die Familie von Klaus Mehnert und ein Großteil der Heuss-Sippe. Lediglich eine Kusine, die mit einem Russen verheiratet war, und Woldemar Heuss, der in Anbetracht der heraufziehenden internationalen Krise rechtzeitig die russische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, um das Unternehmen ungehindert fortführen zu können, blieben im Land. Die Übrigen gingen – aber sie gingen als Deutsche, die Russland geistig und seelisch weiterhin eng verbunden blieben. Und wer als Mann für Kaiser und Vaterland freiwillig zu den Fahnen eilte, versuchte es zu vermeiden, an der deutschen Ostfront gegen die einstige Wahlheimat kämpfen zu müssen.

Spätestens nach dem Ende des Großen Krieges und der bolschewistischen Machtergreifung war das Leben der moskau-deutschen Unternehmerfamilie Heuss unwiderruflich eine «Welt von gestern» (Stefan Zweig). Die letzten Enkel des früheren Firmenpatriarchs Julius, der einst wegen der gescheiterten deutschen Revolution von 1848 nach Russland ausgewandert war, wurden infolge der Wirren des Oktoberumsturzes 1917 nun endgültig zur Rückkehr nach Deutschland gezwungen.¹²

Klaus Mehnerts russische Wahlverwandtschaften

Bei Klaus Mehnert, 1906 in Moskau geboren, wirkte die Wahlverwandtschaft zu Russland besonders stark. Unbeeindruckt von den tiefgreifenden politischen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts engagierte er sich in wechselvollen Zeiten unablässig als kultureller Brückenbauer und Russland-Erklärer, womit ein weiteres Phänomen deutsch-russischer Spuren benannt ist. Seine Sprachkenntnisse und seine Regionalkompetenz vertiefte Mehnert im Berlin der Weimarer Republik. Dort geriet er in den Bann des charismatischen Otto Hoetzsch, der an der Friedrich-Wilhelms-Universität lehrte und zu den profiliertesten Russlandhistorikern seiner Zeit zählte. Es war des-

sen rastlose, produktive Umtriebigkeit, die ausgeprägte Leidenschaft für eine über die politisch-ideologischen Grenzen hinwegreichende Verständigung und Zusammenarbeit zwischen der Weimarer Demokratie und dem bolschewistischen Sowjetrussland, die den jungen Doktoranden mit Moskauer Wurzeln faszinierte, mehr noch: die ihn für seinen akademischen Lehrer tief einnehmen sollte. Nicht von ungefähr kam Hoetzsch fortan eine Art Vorbildfunktion zu, zumal er keineswegs das Leben eines Elfenbeinturm-Wissenschaftlers pflegte. Er war im Gegenteil ein einflussreicher Gelehrter, der zugleich als deutschnationaler Reichstagsabgeordneter auch außerhalb der akademischen Welt politisch und publizistisch überaus erfolgreich für seine deutsch-russischen Überzeugungen warb.¹³

In vielerlei Hinsicht trat Klaus Mehnert in die Fußstapfen seines Mentors. Zwischen 1931 und 1934 betätigte er sich als Generalsekretär der «Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas» (DGSO). Zugleich war er Schriftleiter der von Hoetzsch seit 1925 herausgegebenen Zeitschrift «Osteuropa», jenes Publikationsorgans der Gesellschaft, das fach- wie außerwissenschaftliche Kreise im Geiste der sachlichen Information, des Dialogs und der Aufklärung über die Vorgänge innerhalb der UdSSR zu unterrichten suchte.¹⁴ Reisen führten Mehnert in diesem Zusammenhang mehrfach zwischen 1929 und 1936 in Stalins «Rotes Russland», seine Erkenntnisse und Erfahrungen gab er wiederum journalistisch und in zahlreichen öffentlichen Vorträgen weiter.¹⁵

Fasziniert verfolgte und dokumentierte er als teilnehmender Beobachter die Aufbruchsstimmung und atemberaubende Dynamik der gesellschaftlichen Veränderungen in der UdSSR. Die Experimentierfreudigkeit der Sowjetmacht, die insbesondere die Jugend als Avantgarde des Volkes und als natürlichen Verbündeten identifizierte, übte auf den auch von der deutschen Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts geprägten Klaus Mehnert eine ungeheure Anziehungskraft aus. Für ihn war in dieser Hinsicht die «UdSSR [...] das entwickeltere Land, das dem unterentwickelteren Deutschland Möglichkeiten seiner eigenen Zukunft sichtbar» machen konnte. Nicht zuletzt deshalb

plädierte er für einen außenpolitischen Ausgleich mit der UdSSR. Aber bei aller Sympathie für die sowjetische Jugend und einen mutigen Neubeginn auch in seinem eigenen Lande fehlte es Mehnerts Sowjetunion-Betrachtungen zu keinem Zeitpunkt an Scharfsinn und an kritischer Distanz zum Stalinismus.

Vor diesem Hintergrund war er durch den Regimewechsel des 30. Januar 1933 in besonderer Weise betroffen: Zeitweilig stand er unter dem Einfluss von Otto Strassers Schwarzer Front, einer Abspaltung des ehemals der NSDAP zugehörigen linken Flügels, der aufgrund seiner antikapitalistischen Haltung ein antiwestliches Bündnis mit der UdSSR favorisierte, im Februar 1933 jedoch von den neuen Machthabern in Berlin verboten wurde. Der jugendbewegte Mehnert galt deshalb in regierenden NS-Kreisen als «Salonbolschewist», der überdies als expliziter Befürworter der früheren Rapallo-Politik nicht mehr in die neue Zeit passte. Mehnert entzog sich daraufhin rechtzeitig den drohenden Konflikten mit dem Regime und ging 1934 als Auslandskorrespondent nach Moskau.¹⁶ Die Folgejahre bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges verbrachte er zwischen 1937 und 1941 als Gastprofessor für Geschichte und Politik in Kalifornien und auf Hawaii, danach im japanisch besetzten Shanghai. In dieser Zeit knüpfte er Kontakte und sammelte Erfahrungen, die er Anfang der 1950er Jahre gewinnbringend in den Dienst des Wiederaufbaus der durch den Nationalsozialismus diskreditierten deutschen Sowjetunion- und Osteuropaforschung stellen konnte.¹⁷

Kultureller Brückenbauer und ostpolitische Verständigung im Kalten Krieg

In der jungen Bundesrepublik hatte Ostforschung wieder Konjunktur. Gerade in Zeiten des Kalten Kriegs und der deutschen Teilung war diese Expertise gefragter denn je. Und Mehnert als ein mit dem Milieu vertrauter Netzwerker wusste dies kreativ umzusetzen. Er zählte 1949 zum Kreis der Wiederbegründer der DGSO, die nun «Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde» heißt, und brachte 1951 das erste

Heft der 1939 eingestellten und nun wieder erscheinenden Zeitschrift «Osteuropa» heraus, die er von da an bis 1975 freiberuflich als Chefredakteur leitete.¹⁸ Der einstige Moskau-Deutsche beobachtete und kommentierte überdies als Journalist für verschiedene westdeutsche Tageszeitungen und Rundfunksender das politische Geschehen hinter dem «Eisernen Vorhang». Im September 1955 gehörte er während Adenauers legendärer Kreml-Visite, die mit der Aufnahme diplomatischer Kontakte und der Freilassung der letzten deutschen Kriegsgefangenen ein neues Kapitel in den Beziehungen zwischen Bonn und Moskau eröffnete, zum Tross der westlichen Berichterstatter.

Dank des Renommees, das sich Klaus Mehnert inzwischen als erfolgreicher Publizist und intimer Sowjetunion-Kenner erworben hatte, erhielt er 1961 den Ruf auf einen politikwissenschaftlichen Lehrstuhl an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Und auch in dieser Funktion taten sich vielerlei Parallelen zu seinem akademischen Ziehvater Otto Hoetzsch auf, aber auch zu manch anderem russlandaffinen Zeitgenossen in der Bonner Republik, wie etwa dem langjährigen Moskauer Korrespondenten der FAZ Hermann Pörzgen oder dem Diplomaten Gustav Hilger, der ebenfalls dem moskaudeutschen Milieu entstammte und zeit seines Lebens als Mittler in den deutsch-sowjetischen Beziehungen agierte.¹⁹

Klaus Mehnert profilierte sich im Nachkriegsdeutschland aber nicht nur als geschätzter kulturpolitischer Mittler. Seine Jahre des Aachener Gelehrten-daseins nutzte er immer auch in politikberatendem Sinne, so beispielsweise in der Attaché-Ausbildung des Auswärtigen Amtes. Bereits zuvor wirkte er im Rahmen des sogenannten Ostkreises, einer informellen Vereinigung einschlägiger Regionalspezialisten, die die Bundesregierung in ostpolitischen und Sowjetunion-bezogenen Fragen regelmäßig konsultierte.²⁰ Das wiederum machte ihn zeitweilig für die sowjetische Seite interessant, die ihn – gleichwohl vergeblich – in den frühen 1950er Jahren im Sinne ihrer Deutschlandpolitik zu umschmeicheln und instrumentalisieren suchte. Denn Mehnert war in Moskau kein Unbekannter, sondern genoss nach wie vor und

nicht zuletzt wegen seiner Nähe zu Otto Hoetzsch während der 1920er Jahre den Ruf eines für Kooperation plädierenden «Rapallo-Mannes». ²¹ Wenn Mehnert seine gesamte Autorität als allseits geschätzter politischer Kommentator, Fachgelehrter, medienwirksamer Mediator und «Macher» in den Dienst der Verständigung stellte, so geschah dies zum damaligen Zeitpunkt aber keinesfalls mehr im Sinne einstiger Überzeugungen, denn dafür hatten sich die politischen Rahmenbedingungen im deutsch-sowjetischen Verhältnis allzu sehr verändert. Sein Engagement bewegte sich im Kontext damaliger bündnispolitischer Realitäten, die die Bundesrepublik fest im westlichen Lager verankert sahen: Er befürwortete mit Konrad Adenauers Moskau-Besuch von 1955 jene ostpolitische Initiative, die in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft nicht unumstritten war. 1969 schließlich schlug er sich angesichts der Aussichtslosigkeit, die deutsche Teilung auf absehbare Zeit zufriedenstellend zu überwinden, ins Lager derjenigen, die bereit für Willy Brandts Neue Ostpolitik stritten, weil sie im Angesicht des Ost-West-Konflikts nach Aussöhnung mit der UdSSR und Osteuropa sowie nach spürbaren menschlichen Erleichterungen strebten. Bei vielen seiner früheren Weggefährten löste er damit Unverständnis aus. Mehnert ließ sich jedoch nicht beirren, profitierte am Ende gar von solchen Veränderungen. Denn sie begünstigten seine zur Lebensaufgabe gewordene Passion, die «Deutschen», wie er es 1981 pointiert formulierte, einfühlsam, kompetent, unterhaltsam und spannend «über die uns innerlich fremden, vielfach ganz unbekanntem Russen» besser zu informieren». ²²

Die atmosphärische Einstimmung, die am Einzelschicksal der Familie Heuss-Mehnert schlaglichtartig verdeutlicht, wie reich an wechselhaften Ereignissen und Zäsuren, an markanten Berührungspunkten und Begegnungen, aber auch an schillernden Persönlichkeiten und Akteuren die Beziehungsgeschichte beider Länder im Verlauf der letzten hundert Jahre insgesamt gewesen ist, soll zu einer weitergehenden deutsch-russischen Spurensuche einladen.

Es gibt gute Gründe für ein solches Vorhaben. Zumindest durch das politische Deutschland geht mit Blick auf die aktuelle Bewertung

des deutsch-russischen Verhältnisses ein Riss: Seit Wladimir Putins Annexion der ukrainischen Krim im März 2014 stehen sich im öffentlichen Diskurs zwei Lager nahezu unversöhnlich gegenüber: hier die Befürworter eines harten Kurses, die nach einer entschlossenen Reaktion auf Präsident Putins einseitigen Akt verlangen, dort jene Anhänger, die despektierlich als Russland-Versteher abqualifiziert werden, weil sie auf Dialog und weitere Zusammenarbeit setzen. Geradezu symptomatisch für diese überaus polarisierte Debatte sind die Reaktionen auf das 2015 erschienene Buch der langjährigen ARD-Russland-Korrespondentin Gabriele Krone-Schmalz. Der Band «Russland verstehen. Der Kampf um die Ukraine und die Arroganz des Westens», der innerhalb von zwei Jahren 18 Auflagen erlebte und inzwischen auch in russischer Übersetzung vorliegt, provoziert und hat eine sehr gemischte Aufnahme erfahren.²³

Gleichwohl fällt auf, wie sehr in dieser öffentlichen Kontroverse die maßgeblichen historischen Bezugspunkte abhandengekommen sind. Wegen des momentan extrem belasteten Verhältnisses ist es für die deutsche Positionsbestimmung im weiteren Umgang mit der Russländischen Föderation wenig hilfreich, die aktuelle Problemlage auf die Polemik «Russland-Versteher oder nicht» zu reduzieren. Die Entwicklung zwingt vielmehr dazu, sich bewusst auf die Frage des Verstehens einzulassen, ohne dies zwangsläufig mit Billigung gleichzusetzen. Um Moskaus gegenwärtiges Verhalten gegenüber der Bundesrepublik und dem Westen begreifbarer zu machen, sollten die Motivlage, die Antriebsmomente, Erfahrungen, Prägungen und Befindlichkeiten der Kremelführung, aber auch der russischen Bevölkerung ergründet werden, die nach dem immer noch als schmerzhaft empfundenen Verlust des einstigen Imperiums und des Supermacht-Status in der Politik Putins auch einen gerechten Ausgleich, eine willkommene Kompensation sieht.

In dieser Situation möchte das vorliegende Buch zur Versachlichung der Debatte beitragen und weiterführende Perspektiven aufzeigen. Angesichts des mehrfachen Wechsels der politischen Ordnungen, den beide Staaten innerhalb eines überschaubaren Zeit-

raums erlebt haben, wird das Verhältnis von Deutschen und Russen entlang einer Zeitachse analysiert, die sich vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Gegenwart erstreckt.

Deutsch-russisches Jahrhundert

Das 20. Jahrhundert mag auf den ersten Blick, aus globaler und auch aus rückwärtiger Sicht, den Eindruck erwecken, es sei ein amerikanisch geprägtes Jahrhundert gewesen. Bei genauerer Betrachtung aber wird die sich bereits seit dem 19. Jahrhundert entwickelnde immense Wirkungskraft deutlich, die von den zeitweilig direkten Nachbarstaaten Deutschland und Russland auch für die internationale Ordnung ausgegangen ist. Beide Länder verbindet eine wechselvolle Beziehung mit gravierenden Folgen. Dies trifft nicht nur auf die beiden großen totalitären Herrschaftsformen, den Nationalsozialismus und den Stalinismus, zu, die tiefe Spuren in der europäischen Geschichte und Identität hinterlassen haben. Auch in der poststalinistischen Periode und während des deutschen Vereinigungsprozesses 1989/90 zeigte sich, wie stark das deutsch-sowjetische Verhältnis auf die damalige bipolare Welt des Kalten Krieges gewirkt hat. Das gilt bis in die Gegenwart: Ungeachtet aller Globalisierungsprozesse gehören das vereinte Deutschland und das heutige Russland weiterhin zu den politischen Akteuren, deren Zusammenspiel das internationale Geschehen beeinflusst. Die Krimkrise und die bislang vergeblichen Bemühungen, sie diplomatisch beizulegen, stehen paradigmatisch für diesen Befund. Es gibt zudem kaum andere Staaten auf der Welt, deren bilaterale Beziehungen während der vergangenen einhundert Jahre auch nur annähernd so nachhaltig durch Revolution und Umbruch, durch Terror und Gewalt sowie Abgrenzung und Verständigung geprägt worden sind. Diese drei gemeinsamen Wirklichkeiten bestimmten immer wieder das Weltgeschehen. Sie dienen hier als Analyse kategorien, um ein besseres Verständnis für die Komplexität und Verflochtenheit der deutsch-russischen Beziehungen zu vermitteln. Daraus ergeben sich neue Perspektiven und Einsichten, die eine rein chro-

nologische Erzählung so nicht bieten kann. Mehr noch: Es lässt sich erkennen, dass man mit gutem Recht von einem deutsch-russischen Jahrhundert sprechen kann. Diese von dramatischen Umbrüchen, Wechselwirkungen und Veränderungen bewegte Epoche gilt es, den historisch interessierten Lesern zu erschließen und sie für ein einfühlsames Verstehen der mitunter verwickelten Gesamtzusammenhänge einer faszinierenden Beziehungsgeschichte von Deutschen und Russen zu gewinnen.